

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 26 (2013)
Rubrik: Übermenschliche Wesen : Zwerge und wilde Mannli

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

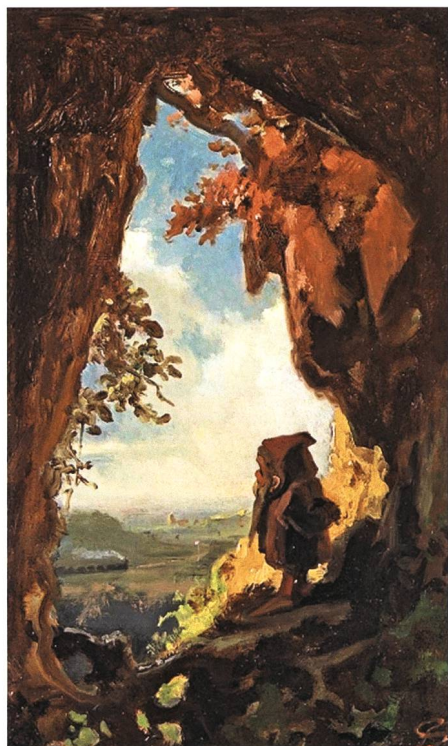
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwerge und wilde Mannli



Als Zwerge werden meist unterirdisch lebende Wesen bezeichnet, denen häufig übermenschliche Kraft und Macht nachgesagt wird. Sie gelten als schlau, zauberkundig, bisweilen als listig und geizig und werden vor allem in späterer Zeit als kleinwüchsig beschrieben. Ihr Ursprung dürfte in der nordischen Mythologie zu suchen sein. In überlieferten Märchen und Volksmythologien des ausgehenden Mittelalters sowie in den Erzählungen der deutschen Romantik spielen sie eine wichtige Rolle, vorweg in den Volksmärchen der Gebrüder Grimm, an deren bekanntes *Rumpelstilzchen* sich die Zwergnamensage von *Hans-Öfeli-Chächeli* anschliesst.¹

Kapitelüberblick

- **Wildleute, ein eigenes Völklein.**
- **Die Zwerge im Gonzen** (Sargans/Wartau). Die Bergmannli arbeiten im Sommer und ruhen im Winter.
- **Das Bergmannli im Erzloch** (Sargans/Wartau). Die Bergmannli zeigen Erzadern an, warnen vor Gefahr und retten Knappen.
- **Das Bergklingeln auf Schloss Forstegg** (Sennwald). Das Sprudeln von Quellen wird als Musik der Bergmannli gedeutet.
- **Die Zwerge von Forstegg** (Sennwald). Ein Saxer Freiherr entdeckt die Goldmine der Bergmannli.
- **Die Bergmannli aus dem Wildenmanenlöchli** (Buchs). Die Bergmännchen sind dienstbare Gesellen.
- **Das Wildenmanenlöchli am Buchser Berg** (Buchs). Die Bergmannli essen Brötchen aus Ton und leiden unter Zahnweh.
- **Zahnweh** (Buchs). Das Zahnweh ist der schlimmste Schmerz der Bergmannli.

Zwerge: hilfreiche Hausgeister – hässliche Wesen

In den nordischen Sagas wohnen die Zwerge unter Felsen und in Erdhöhlen und üben ein altes Handwerk aus. Wie die Sagen des 13. und 14. Jahrhunderts berichten, glaubten die Menschen, dass sie nicht nur die geheimnisvollen Naturkräfte im Inneren der Erde verkörpern, sondern auch als hilfreiche Hausgeister viel Gutes bewirken. Allgemein werden sie aber als kleine, häss-

- **Föhnwetter ist das schlechteste Wetter** (Buchs). Bergmannli leiden unter dem Föhn.
- **Die Wilde im Brueschenloch** (Wartau). Eine hilfreiche Wilde haust im Brueschenloch.
- **Das Grestamannli** (Wartau). Ein Wildmannli hilft als Knecht und Arzt.
- **Der Alphirt** (Wartau). Ein Wildmannli dingt als Hirt und wird durch den Überlohn vertrieben.
- **Hans-Öfeli-Chächeli** (Grabs). Eine Analogie zum Märchen vom Rumpelstilzchen.

Zur Abbildung am Textanfang: Carl Spitzwegs «Eisenbahn betrachtender Gnom» von 1848 als Verkörperung der unberührten Natur einer «alten Welt» der Märchen und Sagengestalten. Sie wird der «neuen Welt» des Wandels und des technischen Fortschritts gegenübergestellt, von der die Wilden schliesslich verdrängt werden. Public-Domain-Bild

liche Wesen mit langer Nase und Bart sowie schmutzig brauner Hautfarbe beschrieben; noch charakteristischer jedoch ist ihre Weisheit.

Die Zwerge lieben es, ihre Höhlen zu schmücken und schaffen unglaubliche unterirdische Säle. In das Bild des tüchtigen Handwerkers und Bergbewohners fügt sich das Bild von Bergleuten und Bewachern von Schätzen, wobei sie ihre ständige Suche nach Edelmetallen zu tüchtigen Schmieden werden lässt.

Ihre handwerkliche Kunst – auch mit Holz – wird von keinem anderen Wesen übertroffen. Ausserdem sind sie poetisch und romantisch, oft etwas barsch und kurz angebunden, schnell beleidigt und verletzt. In der heutigen Literatur werden sie meistens mit Heinzelmännchen, Bergtrollen, Kobolden, Wichteln, Gnomen und anderen Phantasiegeschöpfen vermischt.

Wildleute – Züge von Naturdämonen

Vom frühen Mittelalter bis zum Beginn der Neuzeit ist auch der wilde Mann im Volksglauben des germanischen Sprachraums ein vermenschlichtes Wesen: einzelgängerisch, oft ausgestattet mit Riesenkräften, nackt oder nur mit Moos und Laub bedeckt, stark behaart, in primitiver, manchmal sogar halbtierischer Weise lebend und stets mit der Natur verbunden. In Brauchtum und Literatur stellt auch er das Wilde, die bedrohliche Natur und überkommene kulturelle Entwicklungsstufen des Menschen dar wie auch bestimmte und als urtümlich empfundene charakterliche Merkmale von Männern.

In den archaischen und altertümlichen Sagen des Alpenraums haben die Wildleute gewisse Eigenschaften von Naturdämonen, doch die Erwartung, dem Rätsel ihrer Wildheit auf die Spur zu kommen, wird grundsätzlich enttäuscht. Im Christentum stehen sie ausserhalb der Schöpfung und sind Figuren einer «niedereren» Mythologie, die im kirchlichen Verständnis dazu dient, den tugendhaften Sieg über das Wilde und Lasterhafte zu symbolisieren. Aus diesem Grund erscheinen die wilden Männer im ausgehenden Mittelalter nicht selten in der Fasnacht zusammen mit anderen Narren als Vertreter der Gottesferne und damit des Teufels.

Strafe für Übeltäter, Belohnung für Gastfreundschaft

Zahlreiche Sagen aus dem Alpenraum thematisieren nicht nur den Viehraub, sondern auch soziale Spannungen zwischen den Bauern und dem Alpperso-



Der Berg-Frauenmantel (*Alchemilla monticola*) mit den fast ständigen Wassertropfen auf den Blättern hiess bei den Wilden «Sintou». Foto Erika Rufer, Sargans

nal: Der Hirt lässt seine Wut über den verhassten Meister an dessen Kühen aus und bringt sie absichtlich zum Erfallen. Die Geistlichen waren mit den Ängsten der agrarischen Welt vertraut und machten darum oft in der Predigt die Laster des Zorns und der Faulheit für den Tod des Viehs verantwortlich.

Existenzängste zeigen sich desgleichen in Erzählungen über die Gefährdungen der Herde durch Raubtiere, Naturgewalten und Seuchen; die gütigen und dem Vieh wohlgesinnten Wesen ersetzen die Unberechenbarkeit des Alltags mit dem stetigen Kampf mit der Umwelt und dem misslichen Klima der Kleinen Eiszeit: Wildmännlein hüten den Bauern das Vieh, das denn auch aufs Beste gedeiht, eine Wilde füttert die Rinder eines Burschen mit nahrhaften Zauberwurzeln über den Winter, ein anderer betätigt sich als hilfreicher Knecht und geschickter Wundarzt. Sie alle werden durch den Überlohn – bildhaft für die Begegnung mit der Zivilisation – unwiderruflich vertrieben.

Wie schwer es den Menschen gefallen ist, die notwendige Behutsamkeit

und Geduld mit den Wildleuten aufzubringen, zeigt die Erfahrung der Hebammen, die etwa bei schweren Geburten von ihnen beigezogen wurden.² Dem Umgang mit den Wilden waren die Menschen jedoch offensichtlich nicht gewachsen, denn nie gelang es ihnen, ihre Freundschaft zu erhalten. HG

Senti 2001, S. 347; Brunold-Bigler 2010, S. 23ff.

● Wildleute, ein eigenes Völklein

Neben dem Riesengeschlecht der Fenggen lebte einst in der Sagenwelt unserer Vorfahren noch ein anderes, ganz eigenes Völklein: Zwerge nämlich, kleinwüchsig wie zehnjährige Kinder, mit Nerven wie Draht. Den Bären gleich über und über behaart waren die Männlein, hart und rau wie die Rinde alter Eichen war ihre Haut an Händen und Füssen, und anstelle von Gürteln und Hosen trugen sie geflochtene Ei-

1 Henne 1874, S. 141.

2 Vgl. die Sage «Das Goldloch am Gamsberg», S. 119.

chenlaubkränze um den Leib geschlungen.

Die Weiblein dagegen hatten Gesichtchen wie die Engel; weishäutig und zart, mit blondem Haar, das bis zu den Füßen reichte und worin sie sich verstecken konnten. Für den Winter brauchten sie deshalb weder Kleider noch Strümpfe und Schuhe. Und pfiiff und fitzte der Januarwind gar arg, dann rieben sie sich mit einer Salbe ein, die sie aus dem Knochenmark der Murmeltiere angefertigt hatten, versetzt mit *Fochsagall un Agerschtanooga, mit Chrottasaich un Chupferöoterligift* – mit der Galle des Fuchses, mit Elsternaugen, mit Krötenurin und mit Kreuzottergift vermengt. Von oben bis unten damit eingesalbt, konnten sie sogar im tiefen Schnee schlafen wie in einem Flaumbett – *soa warm hüt das Salb ghebt*. Und Stimmen hatten die Leutlein wie silberne Glöcklein, so dass die Amseln und Finken, die Lerchen und Distelfinken schwiegen, wenn sie sangen, und die Rehe, die Eichhörnchen, die Murmeltiere und die Hasen das Fressen vergassen, die Ohren stellten und Männchen machten, dass ihnen ja kein Ton entrinne. Untereinander hatten die Wilden grossen Zusammenhalt wie die Bienen: Wenn einem ein Dienst erwiesen wurde oder ihm jemand *ötschis glaidwärchat hüt* – etwas zuleide getan hatte –, so ging das stets das ganze Völklein an.

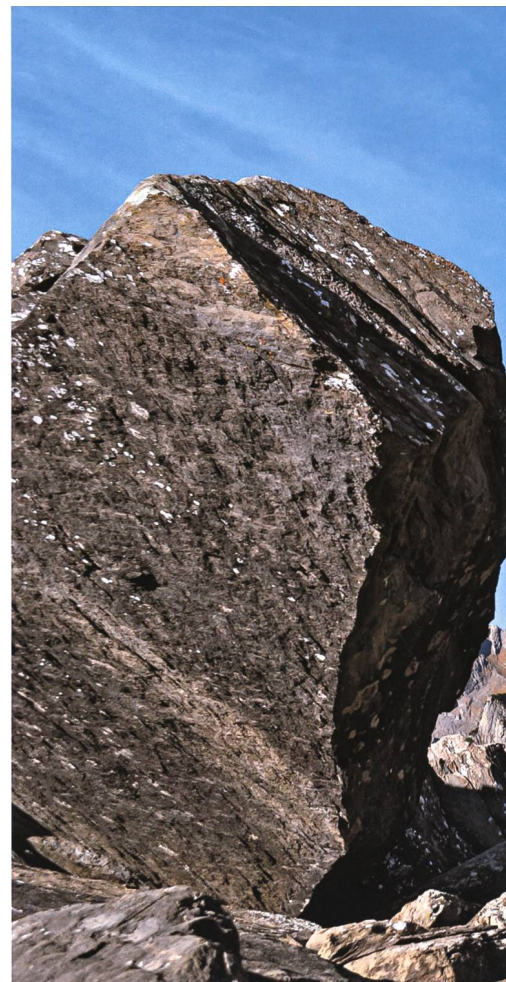
Sie sprachen an sich deutsch, verwendeten aber Wortbrocken zum Lachen. Der Ammann – ihr eigener und der unsrige – war das *Botzgerli*. Hatte einer für immer die Augen zugemacht, dann nahm er *dr Blinn*, und begrub man ihn drei Tage später, dann war er *Schäärahert* – Maulwurfhirte. *Asam* nannten sie den Himmel und *Mano* den Mond, und jene Linie, die den Himmel von der Welt trennt, war der *Chamm*. Der Wald hiess *Goad* und das silbrige Kräutlein mit dem ewigen Wassertropfen auf dem Blatt *Sintou*³. *Wär gschprunga isch un tänzlat un gügglat wia süü, statt ötscha z guⁿ, wia s bei üersch gliacha der Bruuch isch* – wer

sprang und tänzelte wie sie, statt zu gehen, wie es bei unsereiner der Brauch ist, – *hüt zouat*.

Mit Gemsmilch zogen sie ihre Kinder gross, so dass sie keine Höhenangst hatten und schwindelfrei waren, wenn sie mit den Gemskitzen in den Felswänden *Fohis* – Fangspiele – machten. Nicht nur den Jungen, sondern auch den Alten war das der liebste Trank, und der Gemskäse war etwas für die Chilbi. *D Pernisa-n-Eier hänn si o mööga* – die Eier der Schneehühner liebten sie ebenfalls; sonst freilich war ihre Küche gar schmal: Aus Mehlbeerenteig buken sie eine Art Brotfladen, steinhart, oder auch Brot aus Erde. Daneben gab es noch Wurzeln zu essen und allerhand saftige Kräuter, Beeren und Nüsse, Bucheckern und Eicheln. Anstelle von Pfeffer und Salz verwendeten sie Wermut und Kümmel. Sie hielten kein Vieh, weder Schafe noch Ziegen, und sie pflanzten auch nichts an, weder Weizen, Gerste, noch Heidekorn. Sie lebten von dem, was ihnen der Wald und der Boden lieferten. Doch grenzenlos hassten sie den Wind und das Zahnweh.

Mit den Bauersleuten hatten sie es gut: Wo sie nur konnten, halfen sie ihnen. Auf der Weide wussten sie, wo der Ziprian wächst und wo das Galtkraut; auf dem Feld, wann ein Wetter ins Heu zu fahren drohte oder ein Hagel in die Frucht. Für gute und kranke Tage in Haus und Stall wussten sie tausendfachen Rat. Wer ihn befolgte, hatte nichts zu befürchten. Für ihre Guttaten heischten sie keinen Lohn; man gab ihnen aber zu essen und zu trinken, was man selber hatte, oder etwa auch ein Nachtlager im Heu oder im Stroh. Sobald sie aber mit einer Arbeit *gräi* – fertig – waren, konnte sie niemand mehr zurückhalten, dann gingen sie auf und davon.

Die Stadtfräcke aber, die mochten sie nicht ausstehen; denn die stanken alle wie die Pest und vor ihren grauen Steinhäufen, den Palästen, worin jene hausten, grauste ihnen. Sie wichen Strassen und Wegen, Brücken und Stegen aus, so gut sie konnten, denn das alles habe



der Böse eronnen und angeraten. Wären sie noch hier gewesen, als die Eisenbahn gebaut wurde, hätte ganz bestimmt auch der Letzte *siⁿ Püntili gschnüort un der Finggaschtrech gnuⁿ* – sein Bündel geschnürt und wäre für immer gegangen.

Alle Wurzeln und Kräuter – die guten wie die schlechten mit ihren geheimen und unheimlichen Kräften – kannten und pflegten sie. Das Gold im Brögestein, in den Schrunden im Hölzli und im Goldloch am Gamsberg⁴ verwalteten und bewahrten sie treulich, aber auch das Eisen im Gonzen, wie auch die Wasserquellen in den Felsen und jene für *ds Gsöcht* – das Rheuma –, oben *in da Bröch*.⁵

Vom christlichen Glauben jedoch wollten sie nichts wissen; sie wollten lie-



Die Welt der Wildleute: Fels und Stein in den Geröllhalden oberhalb vom Mürli im Hinderpalfris gegen Chrummenstein und Chlin Fulfirst. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

ber beim alten bleiben, und sie seien gut damit gefahren. Was die Christen predigten, sei alles zwar recht, und wenn sie sich danach hielten, könnte man es auch annehmen: *Aina sei gschtorba, ass dia andara nid müossen und läben* – einer sei gestorben, damit es die andern nicht müssten und leben? Was soll das denn Besonderes sein? Das würden sie doch alles jeden Tag machen, wenn es nötig sei. Bei ihnen sei das einfach Brauch und Sitte, nicht Gebot und nicht Gesetz!

In der kürzesten Nacht hielten sie Chilbi auf dem Heidenboden bei Lafadarsch und unterhielten dort ein mächtiges Feuer, das bis zum Morgen brannte. Da sangen und tanzten sie, denn das war ihr Fest. Viele Künste kannten und übten sie aus, man hätte darob nur stau-

nen können. Aus *ragaschtiarigam Holz* – dem Holz des Ahorn – schnitzten sie Tassen, Schüsseln und Löffel, *Anggachüübel un Bränta* – Butterfässer und Milchgeschirr –, die man kaum zerstören konnte. Sie hatten sie gesotten in einem besonderen Gebräu: in halbjähriger Gemsmilchschotte⁶, gewürzt mit Eichenrinde und vermischt mit *Gäälhagebrinna* – der Rinde der Berberitze – und Allermannsharnisch, der Siegwurz, alles in einem grossen kupfernen Kessel – oben auf dem Heustock! Ja, auf dem Heustock! Mit *Troas*, dem Holz der Alpenerle –, unterhielten sie das Feuer, ohne dass je ein einziger Heuhalm verbrannt wäre. Die Wilden konnten und wussten viel, und manches wäre noch heute von Vorteil. Aber eben: Durch den Weg- und Strassenbau

hat man sie vertrieben. Die letzten hätten noch im Goldloch gewohnt, dann jedoch seien auch jene ins Bündnerland gezogen, wo es noch weg- und brückenlose Töbel und Berge gibt.

Nach Gabathuler 1938, S. 46ff.

● Die Zwerge im Gonzen

Auch der Gonzen hatte seine Zwerglein, was bei einem so erzeichen Alten eigentlich fast selbstverständlich ist. Oben beim Erzbild⁷ wohnten sie in den tiefen Löchern, aus denen der kühle Wind aufsteigt. Ihre Häuser waren aus Eisen und Stahl, die Dächer aber von Gold, die Fenster von Silber. Im Sommer arbeiteten die Mannli fleissig; aber im Winter ruhten sie sich aus, sassen am grossen Herdfeuer und verschafften sich Vergnügen, denn sie liebten die Musik – Geige und Pfeife – und zu dieser tanzten sie. Ihre lieblichen Weisen hörte man oft ganz gut, als ob sie vom Himmel kämen. Selbst die Murmeltiere am steilen Hang, die ebenfalls tief in der Erde ihren Winterschlaf halten, wurden mitunter in ihrer Ruhe gestört und lauschten der Musik.

Kuoni 1903, S. 84.

● Das Bergmannli im Erzloch

In der gegen 600 Meter hohen Felswand des Gonzenhauptes befindet sich ein schon zur Römerzeit benutztes Eisenbergwerk, das von den Sarganserländern als Erzloch bezeichnet wird. In

3 *Sintou* (mhd./ahd. für 'Immertau'): Frauenmantel (*Alchemilla monticola*), Bergpflanze.

4 Vgl. dazu den Sagenkreis «Geheimnisvolle Schätze», S. 115 ff.

5 *In da Bröch*: Schwefelquellen am Oberlauf des Trüebbachs, nach der Überlieferung stand hier einst ein Heilbad.

6 *Schotte*: wässrige, grünlich-gelbe Restflüssigkeit bei der Käseherstellung; auch Käsewasser, Molke oder Sirte; frische Schotte wird mundartlich *Schruu*⁸ genannt.

7 Kleine Kapelle im Gonzenwald auf 840 m ü. M.



Die alten Gruben (Erzlöcher) am Gonzen befinden sich rechts über dem Wald unterhalb vom Gitziwang. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

jenen Gruben waltete das Bergmannli, ein wohlthätiger Berggeist, der jede Gefahr rechtzeitig ankündete. Ungefähr um 1850 war ein Knappe mit seinem Bruder in der sogenannten Lehmgrube auf einem hölzernen Gerüst über einem schauerlich tiefen Schacht am Arbeiten. Da fing es an, kleine Steine nach ihnen zu werfen, anfangs ganz sachte, dann aber immer toller, so dass sie es endlich für ratsam hielten, den Werkplatz zu verlassen. Kaum waren sie an einem sicheren Ort angelangt, stürzte das Gerüst unter schrecklichem Gepolter in die grauenhafte Tiefe.

Bestimmte Zusammenhänge zwischen ihrer eigenen und der Welt der Bergmannli scheinen die Arbeiter des Gonzenbergwerks geahnt zu haben: Sie unterliessen beispielsweise das Pfeifen und das Fluchen in den Stollen, weil das die Bergmannli ungern hörten.

Wenn die Knappen im unergiebigem Gestein gearbeitet hatten und die Öffnung neuer und besserer Erzgänge bevorstand, geschah es, dass vom Bergwerk her über die Steine bis auf die hölzerne Treppe laute Tritte erschallten, als ob dreissig und mehr Arbeiter mit schweren, Eisen beschlagenen Schuhen sich näherten. Die beim Essen sitzenden Knappen sprangen sofort hinaus – aber nichts mehr war dann zu sehen und zu hören.

Kuoni 1903, S. 83f.; Senti 2001, S. 350.

● Das Bergklingeln auf Schloss Forstegg

Nach der letzten Eiszeit, als der Rheingletscher sich ins Gebirge zurückgezogen hatte, löste sich ein gewaltiger Bergsturz vom Frümsner First, und ungeheure Felsmassen stürzten

herunter. Inmitten des Tales erwuchs auf den Trümmerhügeln ein grosser Forst. Auf dem mächtigsten Felsblock wurde die Burg Forstegg erbaut und der Wald um das Schloss teilweise gerodet und in Weideland verwandelt. Im Schlosshof wurde ein Ziehbrunnen gegraben: 96 Fuss tief hinab bis auf den Grund des Tales, wo reichlich Quellen fliessen. Wer an diesen Brunnen trat, um den Eimer am Seil in die Tiefe hinabzulassen, der hörte das Wasser und die Quellen rauschen, die in den Klüften sprudelten. An heissen Sommertagen entstieg ein kühler Luftzug aus den Schlüften⁸ und erzeugte einen eigenartigen Ton.

In seiner Novelle «Der Narr auf Manegg» schrieb Gottfried Keller über diese Erscheinung: «Von dem Felsen, auf dem die Forstegg im Rheintale gestanden, ging die Sage, dass derselbe im Hochsom-

mer und bei heller Witterung, wenn Reisende vorbeizögen, ein liebliches Tönen und Klingeln hören lasse, als wie von vielen silbernen Glöcklein und Saitenspielen. Das Volk hielt es für Musik der kleinen Bergmännchen, der Naturforscher Scheuchzer dagegen für eine Folge der Tropfsteinbildung im Innern des Berges.»

Henne 1874, S. 150f.; Kuoni 1903, S. 41f., Aebi 1985, S. 9.

● Die Zwerge von Forstegg

Zwischen Salez und Sennwald liegt auf einem bewaldeten Felsen, von dem man ein schönes Stück Welt zu übersehen vermag, die Ruine der alten Burg Forstegg. Nur noch ein Turm und etwas Mauer ist von der vormaligen starken Bergfeste übriggeblieben, die einst den Freiherren von Hohensax gehörte.

Einmal lebte auf dieser Burg ein junger Freiherr, der grosse Freude an der Jagd hatte und schier Tag und Nacht in den weiten Wäldern seiner Herrschaft herumstreifte. Als er einst wieder mit seinen Weidgesellen zur Jagd ging, kam er im Jagdeifer unversehens von ihnen ab und verirrt sich also, dass er sich in

dem dunklen Wald gar nicht mehr zu rechtfinden konnte. Er lief und lief, aber er kam nicht aus dem Wald. Das wunderte ihn, denn es war ihm immer, er höre nicht weit weg die Stimmen seiner Jagdgenossen. Doch wie er ihnen auch zurief, es kam nur immer seine eigene Stimme von den Felswänden zurück. Es wurde ihm unheimlich und er dachte, er sei gewiss auf einer Irrwurzel gestanden und müsse nun immer im gleichen Kreis herumlaufen. Doch als er nun aufgebracht vorwärts durchs Dickicht rannte, hielt er auf einmal erstaunt an, denn vor ihm war eine Höhle, die er auf seinen vielen Streifereien im Wald noch nie bemerkt hatte. Er senkte seinen Jagdspieß und drang in die Höhle ein, denn vielleicht schlief darin ein Bär, den er erlegen konnte. Doch die Höhle wurde immer länger, und wie er einige hundert Schritte gelaufen war, stand er auf einmal vor einer eisernen Tür.

Eine Weile schaute er sie misstrauisch an. Was mochte wohl dahinter verborgen sein? Obwohl es ihm unheimlich zumute war, überwog doch die Neugier. Er stiess an die Tür, worauf

sie knarrend aufsprang. Erschrocken blieb er einen Augenblick stehen, liess den Spiess fallen und bedeckte mit beiden Händen die Augen, also blendete ihn wunderbarer Glanz. Als er wieder aufschaute, sah er vor sich eine unendlich weite Halle, deren Wände von reinstem Gold waren. Und in der Halle liefen viele Hunderte kleiner Zwerge mit langen Bärten und blauen Röcklein emsig herum und trugen in Körben Lasten Goldes, die als bröcklige Stücke an den Wänden herumlagen, in die Mitte der Halle, wo ein ungeheurer Schmelzofen stand, aus dem das geschmolzene Gold in leuchtenden Rinnen abfloss. An den Wänden arbeiteten ebenso viele Zwerge, die das Gold herabhämmerten.

Staunend schaute der junge Freiherr den fleissig drauflos schaffenden Zwergen zu, die ihn gar nicht zu bemerken schienen. Dann blickte er wieder in den gewaltigen Schmelzofen, in dem die Goldbrocken brodelten und zerflossen. Doch schmerzten ihn dabei die Augen, und feiner Goldstaub stieg von den Wänden her also in seine Nase, dass er auf einmal gewaltig niesen musste. «Hatschi, hatschi!», hallte es durch das mächtige Gewölbe.

Doch kaum hatte er geniest, wurden die Zwerge unruhig und fingen an, durcheinanderzulaufen, ganz so, wie die Ameisen in einem Tannennadelhaufen, wenn man mit einem Stock dreinstösst. Und dann begann es von fernher und dann immer näher zu donnern, und mit einem Mal gab es einen fürchterlichen Donnerschlag. Der junge Freiherr von Hohensax, der – zu Tode erschrocken – zusammengefahren war, fühlte sich gepackt. Er wurde von einer unsichtbaren Macht wie von einem Wirbelsturm herumgerissen, durch Felsklüfte geschleudert und schliesslich ins Wasser geworfen. Schwimmend hielt er sich über Wasser, bis er in einem schwachen Schein, der aus unendlicher Weite in die schauerli-



Im Salezer Schlosswald bei Forstegg war einst die Musik der Bergmännchen als Bergklingeln wie von silbernen Glöcklein zu hören. Foto Hans Jakob Reich, Salez

8 *Schlüfte*: Klüfte, Felsspalten.

Auch das Wildenmanenlöchli am Buchser Berg hatte seine mythischen Bewohner, die aus Lehm ihre steinharten Brötchen buken.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs



che Tiefe drang, einen Wassereimer erblickte, der eben in die Tiefe zu ihm herabglitt.

Wie nun der Eimer neben ihm ins Wasser tauchte, setzte er sich geschwind darauf und klammerte sich in verzweifelter Angst an das dicke Seil, an dem er hing. Und siehe, jetzt fing der Eimer zu schwabbeln und sich zu bewegen an, und langsam aber stetig wurde er emporgezogen. Es dünkte den jungen Freiherrn, es dauere stundenlang, bis der schwache Lichtschein wuchs und daraus etwas wie ein rundes, weisses Mäuseloch wurde. Nach und nach aber vergrösserte sich das Mäuseloch und es wurde wie ein kleines rundes Fensterlein daraus. Und endlich, nach langer Fahrt, wurde das runde Fensterlein zu einem grossen runden Loch, in das der Himmel hereinblaute, der dem Freiherrn seiner Lebtag noch nie so blau vorgekommen war. Und mit einem Mal wurde der Eimer rascher angezogen. Er fuhr zum Loch hinaus und siehe, da hockte der Freiherr im Eimer, der am Brunnenaufzug in seinem eigenen Schlosshof zu Forstegg hing, und schaute sich mit grossen Augen rund-

um. Er tat noch einen raschen Blick in die ungeheuer gähnende Tiefe der Brunnenstube und sprang dann behende aus dem Eimer. Die alte Schlossmagd aber, die ihn ahnungslos aus dem schauerlichen Schlund heraufgehampelt hatte, schlug ein über das andere Mal die Hände über dem Kopf zusammen und wiherte schier vor Verwunderung darüber, dass sie ihren Herrn, der doch vor kurzem auf die Jagd gegangen war, im Eimer aus dem Sodbrunnen des Schlosshofes gewunden hatte.

Später ritt der Freiherr von Hohen sax noch öfters in den Wald und mit ihm viele mutige Weidgesellen. Zu gerne hätten sie einen herzhaften Griff ins Gold der Zwerge getan. Doch wie sie auch den Wald nach allen Richtungen absuchten, nie wieder vermochten sie die geheimnisvolle Höhle aufzufinden. Oft aber hörte man im Juli und August in der Gegend um Forstegg helle Töne, ähnlich wie das Klingeln der Pferdglöckchen beim Schlittenfahren, die man «das Bergklingeln» nannte. Nach den einen sollten sie entstehen, wenn die Bergzwerge das Gold von den Wän-

den abmeisseln und auf den Boden niederfallen lassen, nach andern, wenn sie in ihren Gemächern unter der Oberfläche Musik machen.

Kuoni 1903, S. 40f., Lienert 1911, S. 239ff.

● **Die Bergmannli aus dem Wildenmanenlöchli**

Im Werdenberg wohnten die Bergmannli in Höhlen. So auch bei Buchs im Wildenmanenlöchli, einer Grotte, die sich bis nach Grabs erstrecken und im Innern einen See enthalten soll; am Seveler Berg im Ifelgup und an der Stampfhalde. Die Bergmännchen waren klein, behaart, dienstfertig, friedlich und bereiteten ihre Speisen aus Erde zu. Sie lebten mit den Leuten im Tal im Verkehr, halfen ihnen melken, misten, füttern, hüten und waren sehr beliebt. Sie trugen lange Mäntel, womit sie ihre Füsse sorgfältig verbargen. Einst aber streute man Asche, um die Spur ihrer Tritte auszuspähen und neckte sie sonst vielfach, so dass sie für immer aus dem Land zogen.

Henne 1874, S. 210.



**Beim Hölzlisberg
gegen Forer am
Buchser Berg:
Föhnwetter war
für die Wilden das
schlechteste
Wetter.**

Foto Hansjakob Gabathuler,
Buchs

● Das Wildenmanenlöchli am Buchser Berg

Unweit der Buchserberghäuser findet sich das Wildenmanenlöchli, eine Felsenhöhle, die – wie viele erzählen – eine halbe Stunde weit in den Berg hinein geht. Unter dem Boden werden aber Distanzen meistens überschätzt. Die Höhle verzweigt sich in einer Tiefe von etwa 100 Schritten in drei kleinere Röhren und Spalten, die nicht mehr passiert werden können. Ihr Name besagt schon, dass dort die wilden Mannli gewohnt haben sollen.

Ein Bauer pflügte einst mit seinen Tagelöhnern in der Nähe dieser Höhle einen Acker. Tief unter der Erde hörten sie, wie die wilden Mannli mit Brotbacken beschäftigt waren; ganz gut vernahm man das Rumpeln der Kübel und das Prasseln des Feuers. Spasseshalber riefen die Tagelöhner: «Bringt uns auch Brot!» Bald gingen sie zum Mittagessen beiseite, und als sie wiederkamen, staunten sie ob der Menge irdener Brötlein, Weggen⁹ und Zelten¹⁰, die ihnen die wilden Mannli während ihrer Abwesenheit gebracht hatten. Jene bereiteten nämlich ihr Brot aus roter Ton-

erde, dem Lehm, wie er an unseren Berghängen gefunden wird. Nicht umsonst litten sie sehr oft an Zahnweh.

Henne 1874, S. 178; Kuoni 1903, S. 58f.

● Zahnweh

Ein armer Mann aus Rans, der beim Geissbachtobel am Buchser Berg dürres Holz suchte, fiel über einen Felsen hinunter und brach sich ein Bein. Den ganzen Nachmittag und die folgende Nacht musste er liegen bleiben und rief von Zeit zu Zeit um Hilfe. Endlich erschien auf des Mannes Rufen ein wildes Mannli. Nachdem es erfahren hatte, was dem Ranser fehlte, meinte es: «So, ist es nur das? Ich habe geglaubt, du habest Zahnweh!», und damit entfernte es sich wieder.

Henne 1874, S. 168f.; Kuoni 1903, S. 59.

● Föhnwetter ist das schlechteste Wetter

Wenn er das Vieh auf seinem Gut am Buchser Berg fütterte, wurde ein Bauer oft von einem wilden Mannli besucht, das im Wildenmanenlöchli hauste.

«Du», sagte eines Tages der Bauer zum Kleinen, «am nächsten Samstag sollte ich notwendig den Sarganser Markt besuchen; mein Vater ist unpässlich, und ich finde keinen Ersatz. Würdest du nicht an diesem Tag für mein Vieh sorgen?» Das wilde Mannli sagte zu, sofern an jenem Tag das Wetter gut sein würde.

Am Freitagabend war der Himmel bedeckt, am Samstagmorgen dagegen wieder klar, denn ein mässiger Föhnwind hatte ihn rein geblasen, und der Buchser ging getrost seines Weges. Als er aber am andern Morgen in den Stall trat, fand er die schrecklichste Unordnung vor: Die Kühe waren weder gemolken noch gefüttert, weder getränkt noch gestriegelt worden. Das wilde Mannli hatte also sein Versprechen nicht gehalten.

Als der Zwerg dann einige Tage später wieder in den Stall kam, sagte der Bauer: «Gell, allewil in min Stall ie hogga, das tuascht, aber för mis Vee luaga,

9 *Weggen, Weggli*: semmelartiges Gebäck aus Milchteig.

10 *Zelten*: Feingebäck mit Feigen und Nüssen.

wie s verschprocha häscht, das magsch nit.» Hierauf erwiderte der Kleine: «Am letshta Samstag isch der ganz Tag der Pföa gsi», un das isch doch das schlächtischt Wetter!» – Und auch ein wildes Mannli in Bünden soll einmal gesagt haben: «Wenn alli Wetter Wetter sin, das leidischt Wetter isch der Win!»

Auch Grabs kennt die analoge Sage: Ein Hirt, der auf dem Berg fütterte, wäre gerne zu einer kranken Base ins Tal gegangen, war aber verlegen, einen Stellvertreter bei seinem Vieh zu finden, als ein wildes Mannli kam und ihm anbot, alles wohl zu besorgen, wenn nur das Wetter nicht zu schlimm werde. Der Grabser ging, staunte aber, als er zurückkehrend die Tiere schon von Weitem brüllen hörte, da sie sehr hungrigen. Als er später dem Mannli darüber Vorwürfe machte, entschuldigte es sich: «Weisst du denn nicht, dass Wind und Zahnweh die grössten Plagen sind?» Die Bergzwerge fürchteten beides am meisten, und damals hatte eben der Wind geweht.

Kuoni 1903, S. 59f.

● Die Wilde im Brueschenloch

Es war früher üblich, dass man von Anfang November bis nach Weihnachten das Vieh auf dem Maiensäss versorgte, bevor man es wieder zu Tal trieb und dort weiterfütterte, bis man mit ihm im Mai wieder zu Berg und später dann zur Alp fuhr. Die anfallenden Arbeiten auf den Maiensässen erledigten meistens jüngere Burschen, die für rund zwei Monate allein am Berg blieben und dabei oft von Langeweile geplagt wurden. Das Vieh war eben bald besorgt, auch wenn man es gut striegelte und sauber bürstete, für den wenigen Käse und die Butter brauchte man kaum Zeit, und holzen und scheiten war auf Dauer auch *a bitzili hölzig*. Freilich, solange es die Schneelage zuließ, konnte man zu den Nachbarn gehen, um etwas Kurzweil zu haben mit Geschichtenerzählen und dem Aushecken von Bubenstreichen. Aber es blieb



Auf Paschinis, wo im Juni und Juli die eiskalte Quelle fließt, wenn die Wilde im Brueschenloch oben weint. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

noch viel Zeit, wo man nicht einschlafen konnte. Einer meinte einmal, die Stunden *seijan us Gummi un der Tüüfel streggi s vorzua um das, wo drab gganga sei* – sie seien aus Gummi, und der Teufel strecke sie ständig um das, was vorbeigegangen sei.

Kein Bericht, ist guter Bericht

So fuhr einst auch der Tesli im Spätherbst mit seinem Vieh auf den Lana-berg. Vielerlei hatte man ihm eingepackt: einen Sack mit Mehl, einen mit Kartoffeln, Salz, Dörrbirnen und Apfelschnitze, ein paar Handvoll Nüsse und geräucherten Speck. Milch, Käse und Butter hatte er selber, *er sött dänn no laiba* – es sollte dann noch etwas übrig bleiben. So war er für eine gewisse Zeit versorgt. Falls das Heu ausgehen sollte oder irgendetwas nicht in Ordnung wäre mit ihm oder dem Vieh, so müsste er halt Bescheid geben. Man rechne aber, *kain Precht sei guota Precht* – keine Nachricht sei gute Nachricht –, meinte der Vater, der sich darauf wieder auf den Heimweg machte, nicht ohne aber im Fortgehen noch heimlich ein *Pfaffapoppili* gegen das Heimweh unter der Türschwelle zu verstecken.

Weihnachten kam, Neujahr ging vorbei, und immer noch kam kein Bericht

vom Tesli. Jetzt wollte der Alte einmal nachsehen, wie es so stehe am Lana-berg. Der Schnee war hart gefroren, so dass er gut vorankam und bald den Lana-berg erreichte. Sofort sah er, dass alles in bester Ordnung stand: das Holz war gescheitert, der Schopf aufgeräumt, der Stall sauber ausgemistet. Das Stübchen war makellos wie ausgeblasen und *ds Trül* verhängt mit einer Blahe¹¹ wie ein Himmelbett. Als er durchs Fenster schaute, sah er, wie der Tesli am Tisch sass und eben einen neuen Stallbesen band. Dann trat er ein. «Gottgrüezi, wie geht's?», fragte der Alte. Der Junge errötete. Alles sei in bester Ordnung, der *Mutsch* – die Kuh mit abgebrochenem Horn – habe ein wackeres Stierkalb geworfen und Proviant habe er noch genügend. «Ja, und der Heustock? Man sollte noch etwas Vorrat haben, *wänn im Früolig ötscha beim Etza-n a Rүүichi in ds Lann fällt* – wenn im Frühjahr Schneewetter einfällt.» «Heu habe ich noch genug bis zur Fasnacht!», sagt der Junge. Da springt der Alte auf: «Dann hast du gewiss die Streue dem Vieh verfüttert! Das Vieh wird auch entsprechend aussehen! Wie steht es mit dem Molken?» Der Junge geht voraus in den Keller, der Alte hinterher. «Hier sind Butter und Käse und auch noch Pro-

viant, den du mir mitgegeben hast.» Der Alte staunt: «Aber was hast du denn gegessen? Du siehst mir nicht aus wie ein Hungerleider oder ein Kranker.» Dann klettern sie *uf d Hööleegi ui* – auf das Heulager. Auch da gab es noch einen wackeren Stock zum Füttern.

Kein Hexenwerk

Der Alte wurde still; er konnte nur noch staunen und den Kopf schütteln. So gingen sie in den Stall: Alles in bester Ordnung, alle Tiere sauber gestriegelt und gebürstet und ein wackeres Stierkalb im Winkel, alle Krippen leer und der Boden bestreut! Dann ging er noch hinaus in den Zustall, um nach der Streue zu sehen: Da hatte es genügend – zum Verschwenden! Jetzt stellt sich der Alte vor den Tesli: «Ja, das wär schoa rächt, vil mea as rächt! Aber doo stimmt naisis nit! Das ischt ghäxat! Dii hänn d Häxa verfüort un bitroga! Das isch alls nu gad Schiiⁿ, du wörsch-as erfaara! Diⁿ Schmalz ischt ainerschmol Taisch, din Chäs an küttata Schliüfchtaiⁿ un dam Tüüfel muscht z letscht no an d Chilbi ga tangga! – Das wäre alles recht, aber da stimmt doch etwas nicht! Das ist gehext! Hexen haben dich verführt und betrogen! Das ist alles nur Schein, du wirst es erfahren! Deine Butter ist plötzlich nur noch Kuhdreck, dein Käse ein gekitteter Schleifstein¹², und zuletzt musst du noch dem Teufel an seiner Chilbi Danke sagen!»

«Nein Vater, das sind keine Hexen», begann der Junge zu erzählen. «Als es einschneite, kehrte eine Wilde bei mir zu und fragte, ob sie den Winter bei mir verbringen könne. Sie wolle mir die Hausgeschäfte besorgen und in Stall und Wald mithelfen. Einen Lohn wolle sie keinen, ausser einem Dach über dem Kopf und genügend zu essen. Ich hatte Bedauern mit ihr und liess sie herein. *Do han-a-ra ds Triil überluuⁿ un haⁿ in der Hööleegi gschloofa. Chaⁿscht luoga, si hät a-n Ornig, suber wia d Muoter dahaiⁿ, und am Vee hät si allerhann gmia-tat, Chrüter un Worza-n un Saalz, das hät si im-a-na lädriga Säggli wit här.* – Ich habe ihr meine Schlafstätte überlas-

sen und schlafe im Heu. Wie du siehst, hält sie Ordnung, sauber wie die Mutter zu Hause. Und dem Vieh verfüttert sie allerhand Kräuter und Wurzeln und Salz. Jetzt siehst du selber, wie gut im Stand die Tiere sind! *Das ischt alls nu vun dära Miatig* – das kommt alles nur von dieser besonderen Nahrung –, da sind keine Hexen im Spiel.»

Wenn die Wilde weint im Brueschenloch

Sie treten in die Stube. Die Wilde schläft noch, weil sie erst am Morgen ins Bett gegangen ist. Der Tesli zieht die Blahe zurück: Da ruht ein bildhübsches Mädchen wie ein Engel, beinahe versteckt hinter dem goldenen Haar; es fehlen nur die Flügel. Jetzt erwacht es, setzt sich auf, sieht den fremden Mann und beginnt zu weinen: «Jetzt muss ich schon wieder fort und wäre doch so gern noch geblieben!» Der Tesli will trösten: «Gar nicht fort musst du. Wenn wir das Heu verfüttert haben, gehen wir miteinander ins Tal hinab. Die Mutter wird schon Arbeit für dich haben. Du sollst es gut haben, denn du hast es verdient.» «Du dummer, lieber Bub», sagt es und lacht, «davon verstehst du halt nichts. Das haben die Spinnerinnen¹³ gesponnen, unten in der Learos, und das gilt – schon wieder fort!»

Die Wilde kochte noch das Mittagessen und ass mit ihnen, und der Alte zog danach wieder heim. Als nach dem Nachtessen alles aufgeräumt war, stellte es sich vor den Tesli: «*Jetz gib mer an Chuss, dä Zuoschtupfzum Loaⁿ tar i höüscha.* – Jetzt gibst du mir einen Kuss, denn diesen Zuschuss zum Lohn darf ich verlangen. – Dann muss ich fort!» Es bekam den Kuss, doch der Tesli hielt es fest; er wollte es nicht gehen lassen. Doch es entschlüpfte ihm, eilte durch die Tür ins Freie, der Tesli hinter ihm her, als ob es brennen würde. Das Mädchen rannte vorbei an Palz, vorbei an der Gletti, über den Trüebbach durch den Wald dem Hans-Joas-Stein zu. Dort hätte es der Tesli beinahe gestellt, aber es entrann ihm wieder und stieg über die Trunahalde hinauf zur Schaner Alp.

Auf dem Grat war ein tiefer Schrund im Fels, worin die Wilde verschwand. – Der Tesli konnte ihr nicht folgen; viel zu eng war die Spalte. Er rief dem Mädchen, er bettelte, es soll doch wieder hervorkommen, er weinte – es nützte alles nichts: das goldhaarige Mädchen war fort und blieb es.

Hie und da aber raucht es aus dem Schrund herauf. Dann sagt man, jetzt koche die Wilde; man müsse schleunigst machen, dass man unter Dach käme, es gebe ein fürchterliches Unwetter, noch bevor eine Stunde um sei, ein Gewitter mit Blitz und Donner, mit Hagel oder mit Schnee.¹⁴ – *Witer junnt, uff Paschinis chunnt a Wässerli föra, gletschisigchalt, aber nu gad im Brochat und Höüat* – weiter unten, auf Paschinis entspringt ein kleiner Quell, eiskalt, aber nur im Brach- und im Heumonat.¹⁵ Dann wissen die Leute beim Vorbeigehen: Jetzt weint die Wilde wieder oben im Brueschenloch – und im Lana-berg ist das Heu ausgegangen.

Gabathuler 1938, S. 51 ff.

● Das Grestamanni

Auf Palz am Walserberg hauste vor Zeiten eine junge Familie, *dr Tis un siⁿ Anni* mit ihren zwei kleinen Kindern. Eines Morgens – es lag schon ordentlich Schnee – sagte der Tis zum Anni, als er fertig war mit Melken: «Heute gehen wir holzen. Mir scheint, es gäbe noch mehr Schnee, und dann käme man kaum mehr vorwärts.» Die Frau jedoch wollte es ihm verwehren, weil sie in der Nacht geträumt hatte, man habe

11 *Blahe*, mundartlich *Plaha*: grosses Tuch zum Eintragen des Heus.

12 *Schleifstein*: zylindrisch gehauener Stein mit Fusspedalen zum Drehen; wenn er zersprungen ist und gekittet wird, zerfällt er gleich wieder, ist also wertlos.

13 Siehe dazu die Sage «Die Spinnerin in der Learos», S. 182 ff.

14 Siehe zum Unwetter auch die Sage «Gitzili – Gitz, Gitz!»

15 *Heumonat*: Juli, mundartlich *Höüet*.

ihren Mann verletzt auf dem Schlitten heimgebracht. Der Tis aber liess sich nicht von seinem Vorhaben abbringen, zumal er mit zwei andern Bauern – den beiden Sursaysern¹⁶ – abgemacht hatte und er die beiden beim Fällen der grössten Tanne auf der Gletti nicht sitzen lassen wollte. «Was sein muss, muss sein! Vorsicht ist alles, und für das Andere sorgt ein Anderer», sagte der Tis zu seiner besorgten Frau, die eine Träne unterdrückte, «ich habe es versprochen, also gehe ich. *Gott bhüet ni!*»

Vorsicht wäre alles gewesen

Aber bereits am frühen Nachmittag brachten ihn die beiden Sursayser auf dem Hornschlitten, weiss wie frisch gefallener Schnee. Die Tanne hatte sich beim Fällen auf ihrem gefrorenen Strunk abgedreht und war anders als erwartet niedergegangen. Im tiefen Schnee hatte der Tis nicht mehr zur Seite springen können, so dass ihn die Tanne erwischt und ihm das linke Bein unmittelbar unterhalb des Knies abgedrückt hatte.

Sie trugen ihn ins Stübchen und legten ihn auf den Faulenzer. Das Schmerzte ihn dermassen, *as ischt am fasch gschwunna*; er wurde beinahe ohn-

mächtig. *Ds Anni hät ggjesmat* – es klagte –, die Kinder schrieten und plärrten. Die beiden Sursayser sagten, *ds Anni söll-am, wänn s an abzoga heg, chalt Umschleg macha-n uff ds Baiⁿ un wänn s am dänn z chalt wärdi, warm. Sus söll s aga siⁿ luⁿ un a nid bloga*, und sie versprachen, am andern Morgen ins Tal zu gehen, um den Chirurg zu holen. *Ma well-am fürwatta, ass er ua mög dur a Schnea* – man wolle ihm vorspuren, dass er heraufkäme durch den tiefen Schnee. – Dann gingen sie.

Die Frau machte dem Mann etwas Milch heiss, gab ihm diese zu trinken und wollte ihn ausziehen. Kaum berührte sie jedoch das gebrochene Bein, glaubte der Tis, er müsse vor Schmerzen die Wände hoch. Sie machte ihm deshalb die Umschläge auf den Stiefel, fütterte und melkte das Vieh und bereitete – als sie endlich damit fertig war – das Abendessen zu, derweil die beiden Kinder wie ein Häufchen Elend schon beim Ofen eingeschlafen waren.

Vom Wildmannli versorgt

Plötzlich klopfte es draussen ans Fenster und ein dünnes, feines Stimmchen bat um Einlass. Ein winziges, altes Mannli trat über die Schwelle, *ghuttlat*

un gfüzat – die Kleider in Fetzen –, nass, ohne Hut, ohne Strümpfe und ohne Schuhe. Das einzige, was es trug, war ein graues Mäntelchen und einen grossen Haselstecken. «Herrjee, ohne Schuhe, und das mitten im Winter!», platzte das Anni heraus, «selbstverständlich könnt ihr hereinkommen und hier bleiben. Ihr müsst aber mit dem Wenigen Vorlieb nehmen, das wir haben. Ich will euch dort im Winkel ein Bett richten. Zieht eueren Mantel aus und setzt euch zu Tisch. Ihr möchtet bestimmt etwas Milch?» Das Anni wollte ihm eine Tasse voll einschenken, aber das Mannli wehrte ab: «Nicht so viel, die dort drüben müssen auch Milch haben», und es zeigte dabei auf die schlafenden Kinder.

Jetzt bemerkt das Mannli auch, dass der Tis nicht nur müde ist, sondern immer wieder *piⁿschtat* – leise stöhnt –, tiefer atmet, auf die Zähne beisst und die Stirn in Falten zieht. Dann sieht es den Umschlag über dem Stiefel. «*Was hänn er? Sinn er uⁿgfeelig gsiⁿ?* – Habt ihr Unglück gehabt?» Der Tis bejahte es und erzählte, was geschehen war. Das Mannli nahm das *Schmutzläch¹⁷* und leuchtete ihm ins Gesicht. «Ja, ist der Chirurg noch nicht hier gewesen? Ihr seid ja noch angezogen. Dieser Umschlag nützt gar nichts. Das kann man so nicht lassen; es könnte den Kalten Brand¹⁸ geben. Man muss die Stiefel und die Hose ausziehen.» «Nein, nein, o jee, um Gottes Willen, lasst mich liegen. Ich habe heute Nachmittag schrecklich gelitten!», klagte der Tis. Der Kleine aber beruhigte ihn und befahl der Frau, einen Sack mit Buchenlaub zu füllen und es fest hineinzupressen. Dann löste er die Schuhbündel und trennte die Hosennaht auf. Der Tis staunte nicht schlecht, wie sorgfältig und umsichtig er dabei voringing. Die Frau kam mit dem Laubsack, und das Mannli drückte einen tiefen Graben hinein. Dann zog es ihm behutsam die Hosen und die Stiefel aus und bettete das *knütschat haiter blou* angelaufene Bein in den Graben im Laubsack und machte ihm darauf den Umschlag, wie es die Sursay-



Beim Berggut Palz am Walserberg gegen Maziferchopf und Ellhorn: Das Grestamannli half als geschickter Wundarzt einem verunglückten Bauern. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

ser gesagt hatten, so dass es dem Tis sofort wohler wurde.

Die Krücken verbrannt

Obwohl das Anni dem Mannli ihr eigenes Bett zum Schlafen anbot, bestand es darauf, im Stall auf einem Streuhäufen zu nächtigen. Es versprach auch, der Familie zu helfen, bis der Tis wieder gesund sei. Als bescheidenen Lohn forderte es nur anständiges Essen sowie ein Paar Strümpfe, wie sie der Tis trug. So besorgte das Mannli das Vieh, half im Haus mit und versorgte das gebrochene Bein, so dass selbst der Chirurg, der erst Tage später den Weg durch den tiefen Schnee gefunden hatte, ob der Kunst staunte, wie das Mannli das kranke Bein gepflegt, mit Heilkräutern und Schafwolle eingebunden und mit Rindenstücken geschient hatte.

Nach vier Wochen entfernte das Mannli, das nicht nur das Vieh bestens versorgte, sondern auch jederlei Arbeit zu aller Zufriedenheit erledigte, den Verband am Bein, das jetzt alle Farben des Regenbogens aufwies. Es bettete die verletzten Knochen wiederum in den Laubsack und ermahnte den Tis, fleissig die Zehen zu bewegen, den Fuss zu beugen und zu strecken. Später rieb es das Bein mit *Munggaschmutz* – Murretierfett – und *Oaschtränza* ein, verfertigte für den Tis zwei Krückstecken, hiess ihn aufstehen und damit umherhumpeln.

Nach kaum vierzehn Tagen zerbrach es eine der Krücken auf dem Scheitstock und verbrannte die Stücke im Ofen, obwohl das dem Tis gar nicht gefiel. Jeden Tag besserte sich das Bein, und der Tis konnte bald einmal wieder allein gehen, nachdem das Mannli auch dessen zweite Krücke verbrannt hatte.

Da staunt der Chirurg

Jetzt forderte das Mannli seinen Lohn. Das Paar Strümpfe hatte das Anni schon längst gestrickt; sie passten ihm wie angegossen. Als aber neben den Strümpfen auch noch ein Paar kleine Schuhe standen, machte das Mannli zu-



Gansbüel gegen Stofel und Schäfler auf der Schaner Alp: Ein fauler Senn verfluchte die besten Milchkräuter und verübte weitere Schandtaten. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

erst Augen wie Sterne, zog die Strümpfe an, schwenkte die Beinchen und streichelte seine Waden und die Knie. Dann nahm es die Schühlein, beschauete sie ganz genau, zog sie sich ebenfalls an und begann zu tanzen. Pätsch – sass es auf der Diele, machte ein Gesicht wie ein Henker, zog sich die herzigen Schühlein aus, als ob sie glühend wären, und warf sie unter den Herd, so dass die alte Katze in mächtigem Satz auf den Ofen sprang. Dann sauste das Mannli durch die Tür ins Freie, ohne gute Nacht zu wünschen, und verschwand. Der Tis suchte es überall: im Stall, auf dem Heulager, im Zustall¹⁹, in der *Pfnilla*²⁰, im Holzschopf, – das Knechtlein blieb verschwunden, und er konnte die Arbeit wieder allein machen.

Als der Tis später die Rechnung beim Chirurg für dessen winterliche Visite begleichen wollte, *doa hät der rooss gluogot* – da staunte dieser: «Was? Du chunnst sälber? Zaig amol ds Bai!» Ganz genau wollte er wissen, wie das Mannli vorgegangen war. Der Tis erzählte ihm alles haarklein, vom Graben im Laubsack über die Rindenschien und den Verband, vom Munggaschmutz und den Ostrenzen bis zum

Scheiten und Verbrennen der Krückstöcke. «Für das bist du mir natürlich nichts schuldig. Du willst mich noch bezahlen; dabei habe ich jetzt selber viel gelernt. *Wänn aber ds Grestamannli ötscha wider zur Schtubati chunnt* – zu Besuch kommt – *bis sa guot un schigg s zuomer!* – sei so gut und schick es zu mir!» «*Ds Grestamannli?*» – «*Jo, ds Grestamannli!*»

Gabathuler 1938, S. 10ff.

• Der Alphirt

Eines Frühlings hatten es die Oberschaner Alpgenossen gar nicht recht: Schon manchen Sommer nacheinander *hät s na ds Väh truurig erlocha* – hatten sie Unglück mit ihrem Vieh –; viele

16 *Sursays*: Berggut über der Fluewand am Walserberg, der heutige *Bogger*.

17 *Schmutzliacht*: Talglicht. Im Gegensatz zur Butter, die als «Schmalz» bezeichnet wird, nennt der Wartauer tierisches Fett «Schmutz».

18 *Kalter Brand*: Wundbrand, bei dem verletztes Gewebe abstirbt.

19 *Zustall*: kleines Stallgebäude für Kleinvieh neben dem Hofstall.

20 *Pfnilla* (von rom. *fenile*): ebenerdig zum Stall und zum Tenn angebauter Heuschopf.

Tiere waren trotz der Fellizäune²¹ erfal-
len, ein Teil hatte an der Plage²² gelit-
ten oder an andern widerlichen Ge-
bresten, und viele trüchtige Kühe hat-
ten ihre Kälber verloren. Dem Senn
blieb dadurch kaum strenge Arbeit zu
verrichten, und die Molken fielen denn
auch entsprechend mager aus. Anders
aber der Hirt: Er hatte ein Leben, das
man keinem Hund gegönnt hätte: *An
allem Gfäälta un Lätza* – an allem Un-
glück – gab man ihm allein die Schuld,
nie dem Wetter, nie dem Senn, nie dem
Zusenn und nie einem der Knechte.
Was Wunder, dass sich dieses Frühjahr
niemand als Hirt dingen wollte, auch
nicht um wackeren Lohn.

Locken, Pfeifen und Flattieren

Am Tag vor der Alpfahrt aber trug sich
dann doch noch ein fremdes, winziges
und altes Mannli an, es wolle die Arbeit
übernehmen und es probieren. Geld
wolle es keines, nur recht zu essen, ein
Dach über dem Kopf, ein Lager im Triil
und im Herbst ein neues Mäntelchen.
Freilich, wenn der Föhn einmal losbre-
che, dann müsse man einen Gehilfen
anstellen, weil es nicht vom Wind da-
vongeblasen werden wolle. Der Alp-
vogt²³ besah sich das Mannli: Ohne
Schuhe als Hirt auf der Alp? Man hätte
ihm doch zuerst ein Paar Schuhe geben
können und nicht erst im Herbst ein
Mäntelchen für den Winter! Er stellte
es trotzdem ein, und trug ihm auf, dass
es umgehend und beizeiten Bericht ge-
ben sollte, falls es der Arbeit nicht ge-
wachsen wäre. Das Mannli versprach es.

Als man zur Alp fuhr, trug es einen
mächtigen Sack voll Farn²⁴ mit sich für
seine Schlafstätte und einen dünnen
Stock aus Haselholz. Man lachte, dieser
Knirps werde nicht lange hirten, bar-
fuss! Vor allem der Senn *hät en gür uf
der Mugg kaⁿ, hät gmupft un köglat un
gschpitzt* – liess sich über das Mannli
aus, mupfte, stichelte und spitzte. Aber
das Hirtchen tat, als merke es nichts,
machte seine Sache wie am Schnür-
chen, *nid mit Fluocha-n un Chogna, mit
Brügglä, mit Driiⁿschluuⁿ un Plütscha,
naiⁿ, mit der Miattäscha, mit Logga, mit*



Böse Fellinen am Tschuggen gegen das Seeztal. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

Pfjifla-n un mit Flattiarä – nicht mit Flu-
chen und Rennen, nicht mit Prügeln,
Dreinschlagen und Hauen, sondern
mit der Miattäsche²⁵, mit Locken, mit
Pfeifen und Schmeicheln.

Auf der Alp nimmt der Alpvogt sein
Hirtchen auf die Seite und erklärt ihm,
worauf es ankäme: wo man zuerst wei-
den lasse, wo zuletzt, wo am Morgen
und am Abend, wo man das Vieh trin-
ken lassen dürfe und wo nicht, wie man
es mache, *dass es nit biⁿschⁱ*²⁶ *un wia ma
ds Rugga²⁷ verhebi* – was zu tun sei, um
dem Viehrücken vorzubeugen und was,
wenn Schnee einfalle oder ein böses
Wetter mit Hagel und Blitz. Das Mannli
zeigte mit Fragen und Antworten, dass
es wusste, was zu tun war und was man
nicht durfte mit dem Vieh auf der Alp.
Das hatte der Alpvogt nicht erwartet.

Die ersten paar Tage hatte der Hirt
das Vieh bestens beieinander und
kundschaftete die Alp ganz genau aus:
wo es Wasser gab, wo der Schnee zuletzt
wegging, wo der Ziprian wuchs, wo Mut-
tern und Ritz,²⁸ wo es Galkraut gab
und Tamarg²⁹. An gefährlichen Stellen
besserte es die Fellizäune aus und auch
die Mauern, die ihm gar nicht gefielen.

Galle im Blut ...

Der Senn aber begehrte immer wieder
auf wie eine zürnende Elster. Das Vieh

gehöre nicht auf den Stafel, das gehöre
hinaus auf die Alp. Es wolle Hirt sein
und hocke doch immer bei den Hütten
wie eine Kröte auf der Brunnenröhre.
Jetzt gebe es dann nichts mehr zu fres-
sen in der Nähe, jetzt müsse er dann
weit laufen mit dem Vieh – barfuss! Das
Mannli gab nichts zurück, sondern fuhr
mit dem Vieh zuerst abwärts, dann auf-
wärts, wie es sich ergab, immer dem
frisch gewachsenen Gras nach. Wenn
sie an *Fellana* – an gefährliche Stellen –
kamen, hütete es besonders aufmerk-
sam. Alles war zufrieden, nur nicht der
Senn. *Där hät allwil keanat un küibat,
wägat nüt un wider gad wägat nüt* – der
hatte immer etwas auszusetzen und zu
meckern, wegen nichts und nochmals
wegen nichts!

Nach drei Wochen hielt der Alpvogt
Nachschau und wollte vom Senn wis-
sen, wie es gehe mit dem Hirten aus der
Fremde. Dieser hob gleich an: Ein un-
verschämtes *Chrotta-Mannli* sei das.
Alles wisse es besser als er. Es käme nie
fragen, was es zu tun habe. Wenn er es
zurechtweise, tue es, als ob es nichts
höre. Es käme zwar beizeiten zum Es-
sen, wische dann aber den Löffel ab
und ginge: *Grüozi, guata-n Obat, guot
Nacht*, das sei alles. Nie könne man mit
ihm diskutieren; es höre zwar zu, sage
aber nichts. Nur mit dem Vieh, da

könne es reden, da sei es gesprächig. Neben diesem Knirps senne er nur diesen Sommer, dann habe er genug Ärger geschluckt und Verdross. *Ds Gall chäm im in ds Bluot* – die Galle komme ihm ins Blut –, und ihn nähme nur Wunder, wie dieser komische Winzling heisse und woher er käme.

Der Alpvogt jedoch freute sich über die gute Ordnung, die der Hirt hatte, er freute sich über das gesunde Vieh und über die viele Milch im Keller, die einen guten Molkenenertrag für den Herbst versprach. Das war etwas anderes als früher. *«Derfür aber hät ma vil Arbat, vil meaⁿ as früoner, der Loaⁿ aber blibt, das isch abgmacht* – man hat aber auch viel mehr Arbeit als früher, der Lohn aber bleibt der gleiche, das ist schliesslich abgemacht!», nörgelte der Senn. Das aber kam dem Alpvogt in die Nase, *das hät-a pissä* – das biss ihn!

... und die Milchkräuter verflucht

Gleich suchte er das Hirtchen, fand es am Ausbessern eines Fellizauns und fragte es, wie es zufrieden sei hier oben auf der Alp. Ihm gefalle es sehr gut, nur sollten die Fellinen besser besorgt werden, und auch das Wasser, das man nicht zum Tränken brauchen dürfe, würde er besser einzäunen. *«Wia häsch mit am Ässa?»* – *«Alls rächt, wagger un guot.»* Auch mit den Knechten sei es zufrieden, man helfe einander ungefragt und ungeheissen. Doch der Senn, das sei *en knopfata, strooliga Cheani* – ein hartköpfiges Reibeisen. Gestern beim Nachtessen habe er ständig gekeift, man hätte zu viel Milch, man werde darum nie fertig mit der Arbeit und müsse den kleinen Lohn noch während der Nacht doppelt und dreifach verdienen. Wenn es nicht bald bessere, müsse man noch mittags die Kühe melken. – Jetzt wusste der Alpvogt genug und ging.

Richtig – bald mussten sie dreimal melken. Die Knechte und der Senn hatten schrecklich viel zu hantieren und verfluchten am Abend einhellig die besten Alpenkräuter: *«Der Teufel hole den Ziprian, Muttern und Ritz, vom Rhein bis auf alle Gräte und Spitz!»* Der

Flutteri, der Düngerknecht, hörte diesen Fluch, er schauderte und rief so laut er konnte: *«Behüt mir der Herrgott Muttern und Ritz, vom Rhein bis auf alle Gräte und Spitz!»* In seiner Not aber hatte er vergessen, den Ziprian in seinen Widerfluch aufzunehmen. Darum sind dessen Stängel, die früher voller milchigem Saft waren, heute noch hohl. – Doch trotz allem mussten der Senn und die Knechte immer noch zu viel melken.

An einem brütend heissen Nachmittag – die Bremsen tobten wie wild – machte das Vieh Anstalten zum *Biiⁿ-scha*. *Dr Sänn hät gghojat un mit am Stägga driⁿgschlagä; aber ds Hertli hät pfüjlat un ggloggat un d Miattäscha tätschlat. A Hoor hät gfäält, sus wären si z wäg* – der Senn trieb das Vieh vorwärts und schlug es mit dem Stock; das Hirtchen aber pfiß, lockte und tätschelte die Mieltasche. Ein Haar fehlte, sonst wäre die Herde losgebrochen. Jetzt wusste der Hirt, was der Senn für einer war, und als in der folgenden Nacht das Vieh rücken wollte, stellte es mit seinem Haselstecken den Senn, die Knechte und das Vieh, bis sich alles wieder beruhigt hatte. Jetzt merkte auch der Senn, dass der Hirt ihm überlegen war. Nichts mehr sagte er, fluchte und keifte nicht mehr, blitzte aber ständig mit den Mundwinkeln und mit den Augen.

Die Strafe des Gröahüetlers ...

Eines Nachts hörte der Hirt, wie der Senn aufstand, im Holzschopf die Axt holte und sich entfernte. Kurz bevor es

tagte, kam er zurück. Der Hirt stand auf und ging hinaus zur bösen Felli. Da lagen etwas oberhalb des Treijawägli – einem Weidgang an steilster Stelle – viele Riemen aus frisch geschälter Tannenrinde, die glatte Seite nach oben gekehrt. Der Hirt überlegte nicht lange, sammelte die Rindenriemen ein und versorgte sie, damit das Vieh darauf nicht ausgleiten und zu Tode stürzen konnte. Dann ging er auf die Suche nach der *gschwäntä*³⁰ – der entrindeten – Tanne. Er fand sie gleich, ganz nahe im Wald, frisch und noch keinen halben Tag alt. *«Jetzt muoss i prechta»*, denkt sich der Hirt, *«do ischt naisis nid in der Ornig!»* – Jetzt muss ich dem Alpvogt Bescheid geben, da ist etwas nicht in Ordnung.»

Abends, als es eindunkelte, kam ein Bettler vorbei, der um etwas zu essen und ein Nachtlager bat. Aber der Senn fauchte ihn fürchterlich an und fluchte über dieses Pack: *«Alls luitter ful Hün! Mach, as d fort chunnscht oder i mach di gad hiⁿ!»*, und er warf ihm die Holzschuhe an den Kopf und faustgrosse Steine hinterher. – Rossgetrappel – Pferdegalopp! Der Gröahüetler selber! Der packt den Unflat im Genick, wirft ihn wie einen Sack vor sich auf den Sattel und reitet dem Girenspitz zu. – Der Senn fehlte am Morgen; sein Bett blieb leer. Aber das Hirtchen fand in der Girenkehle dessen Haut, aufgehängt an einer Legföhre, und es sah, wie ihn der *Hörnlimaaⁿ* unten im Elabria am Spiess über dem Feuer hatte und briet.

21 *Fellizaun*: Zaun an gefährlichen Stellen (Fellinen), wo das Vieh zu Tode fallen könnte.

22 *Plage*, mundartlich *d Ploog*: Rauschbrand, eine gefährliche Rinderkrankheit.

23 *Alpvogt*: Obmann der Alpenossenschaft.

24 *Farn*: zieht als Bettfüllung die Müdigkeit aus, lässt Rheumatismus und Ungeziefer nicht aufkommen.

25 *Miattäsche*: Ledertasche, in welcher der Hirt das «Miat» – Salz und Gewürze für die Tiere – mit sich trägt.

26 *biiⁿ-scha*: Wenn die Herde «biiⁿ-schat», stürmt sie wie besessen und unbekümmert lau-

ernder Gefahren über die Weide dahin. Oft kommen Tiere dadurch um.

27 *Rugga*: Beim nächtlichen Rugga, dem «Viehrücken», wird die Herde durch dämonische Gewalt vorübergehend entführt.

28 *Ziprian*: Rentierflechte (*Cladonia ragniferina*), mit *Muttern* (Alpenbärenwurz, *Meum muttelina*) und *Ritz* (Alpenwegerich, *Plantago alpina*), das beste Futterkraut der Alpen.

29 *Tamarg*: Baldrian (*Valeriana officinalis*).

30 *Schwenden*: Schalen der Bäume, damit sie absterben, früher ein Rodungsverfahren, um Weideland zu gewinnen.

Als der Hirt zum Stafel zurückkam, war der Alpvogt bereits dort mit ein paar Männern, um die Fellzäune auszubessern und die giftigen Wasserstellen einzuzäunen. Die hörten den Bericht des Mannlis und staunten. Doch, was wollte man machen? Einander helfen, melken und sennen und dann die Zäune richten!

Am andern Morgen nahm schon ein anderer die Stelle des Sennen ein, ein geradliniger, aufrichtiger Mann. Der fand noch allerhand, was der andere für sich auf die Seite gelegt und versteckt hatte als Zustupf zum Lohn: Vier Schlagen³¹ Butter und zwei Käse lagen in einem Trog im Scheiterschopf, versteckt unter dem Holz! Jetzt konnte plötzlich auch das Hirtchen reden, nicht nur mit dem Vieh, jetzt mochte es wieder pfeifen und jauchzen. Im Handkehrum war Herbst. Die Alpleute waren stolz und zufrieden, als sie am Abend der Alpbefahrt in *Scha*ⁿ beim Nachtmahl sassen: *Nid an ainzigs Höpli vertroalat, nid an ainzigs drufgganga un kaini ds Chalb ussakeit* – kein einziges Stück abgestürzt, kein einziges getötet und keines verworfen!

... und elende Dummköpfe

Jeder kam zu seinem Lohn, wie es der Brauch ist. Dem Hirtchen gab der Alpvogt – wie abgemacht – sein Mäntelchen, aber nicht nur eines aus Trilch³², sondern aus Mätzistoff³³. Darüber freute sich das Mannli wie ein Graf. Dem Alpvogt aber war der Lohn zu gering: So viel hatte das Hirtchen zuwege gebracht und jetzt dieses billige blaue Mäntelchen – eigentlich müsste man sich schämen! Eigenhändig schenkte ihm der Vogt vom besten Wein ein. Doch es wehrte ab: *«Dä chan-i nid bruucha, dä cheam mer in Chopfun in d Baiⁿ»* – Wein kann ich nicht brauchen, der stiege mir zu Kopf und in die Beine! Und es verlangte nach einer halben Mass *Schruuⁿ* – frischer Schotte. Der bekomme ihm wohler, als der «Sunnaberger», den die andern tranken. Die Tochter des Alpvogts brachte das Gewünschte und lachte den Hirten

an wie eine Rose im Garten, und das Mannli dankte es ihr wie ein vornehmer Junker.

Dann fragt der Alpvogt, was es jetzt über den Winter im Sinn habe und wo es eigentlich hingeh. «Halt heim», meint es. Wo es denn zu Hause sei und wie es dort heisse, will der Vogt wissen. *«Das dar-i nid säga; jetz bin-i Alphert un fertig!»* «Und das nächste Jahr? Heuer hattest du es nicht einfach, doch dünkt es mich, es habe dir gefallen. Möchtest du nicht wieder kommen?», erkundigt sich der Alpvogt. Das Mannli studiert ein Weilchen und sagt dann: *«Wänn i läba-n un gsunn biⁿ, chumm-i im Früolig gärn wider.»* «Und dann der Lohn?» «Der Lohn? Das nächste Jahr werde ich es ringer haben und nicht halb so streng. Ein Wetterhütchen, ein graues, das wäre mir gerade recht, das hier, das hat wohl schon vor dem Frühjahr ein Loch.» *«S ischt abgmacht! Wänn alls asoa goot, wia bis zuo, git s dänn no a wagersch Tringggält, wörscht schtuuna!»* – Wenn alles so geht wie bis anhin, gibt es dann noch ein wackeres Trinkgeld; da wirst du staunen! *«I wott a kaiⁿ Tringggält, i wott a Wätterhüotli, a grou!»* – Kein Trinkgeld will ich, ich will ein graues Wetterhütchen. Um des Teufels willen, ich lasse nicht mit mir markten!», ereifert sich das Mannli. «Heute Abend aber bleibst du über Nacht bei mir», sagt der Alpvogt, «damit du wieder einmal in einem richtigen Bett schlafen kannst.» «Das geht leider nicht», entgegnet es, «alle Guttat in Ehren! Aber wenn ich genug geschaut und mich am Tanz der Jungen erfreut habe, packe ich zusammen und gehe. Vielen Dank für Euer Angebot.»

Und tatsächlich: Im folgenden Mai dingingte das Hirtchen wieder. Der Sommer verging im Flug, und als man von der Alp gefahren war, setzte ihm der Alpvogt das neue Wetterhütchen auf. Dazu legte ihm die Tochter eine farbig bestickte Sennentracht mit Kappe und Schühlein auf den Tisch. – Darob aber erboste sich das Mannli schrecklich, nahm das Gewand samt Kappli und Schuhen, warf alles in einen Winkel

und stampfte wie besessen darauf herum. Dann sprang es wie eine junge Geiss durch das nächste offene Fenster, zeigte die Faust und rief zurück: «Oh, ihr elenden Dummköpfe!» – Völlige Stille. Nur der Alpvogt stellte fest: «Der ist auf Gresta³⁴ zu Hause, man hätte es eigentlich schon lange merken müssen!»

Gabathuler 1938, S. 25ff.

● Hans-Öfeli-Chächeli

Ein Bergmännchen liebte ein schönes Mädchen im Tal und kam mehr zu ihm auf Besuch, als es der Hübschen lieb war. Endlich sagte ihr der Freier, der das gemerkt hatte, wenn sie beim nächsten Besuch seinen Namen wisse, wolle er nicht mehr kommen; wisse sie ihn aber nicht, so müsse sie seine Frau werden. Das schlaue Mädchen aber band ihrem Verehrer unbemerkt einen langen Faden an ein Bein und folgte ihm heimlich, als er fortging.

Als das Männchen in seiner Höhle angelangt war, begann es sogleich zu singen: *«Ei, Rädli, spinn! Ei, Häschpeli, winn [winde]! Ei, Gott sei s tanggt, dass mis Schätzli nid weiss, dass i Hans-Öfeli-Chächeli heiss!»* Jetzt eilte das Mädchen heim.

Nach etlichen Tagen sprach der Kleine wieder vor. Nun sollte das Mädchen seinen Namen nennen. Hin und her riet es, als ob es nichts wüsste, und sagte endlich, er heisse wohl Hans-Öfeli-Chächeli. Das Männchen erschrak fürchterlich, fluchte, stampfte auf den Boden und schrie: «Das hat dir der Teufel gesagt!» Stracks eilte es fort, und nie kehrte es je wieder ins Tal zurück.

Henne 1874, S. 141; Kuoni 1903, S. 48f.

31 *Schlag, Schlägli Butter*: zu einem würfelförmigen Klumpen geschlagener Butterballen.

32 *Trilch*: grober Bauernstoff aus Schafwolle.

33 *Mätzistoff*: feiner Stoff aus Leinen.

34 Der Alphirt ist das «Grestamannli» in anderer Gestalt; siehe dazu die Sage «Das Grestamannli», S. 137ff.